

Beilage zum „Oberschlesischen Anzeiger“ und „General-Anzeiger für Schlesien und Posen“

Die befehlenden Augen

Skizze von Daisy Damley. (Nachdr. verb.)

Lady Mabel saß auf dem Rande ihres seidenen Himmelbettes und hielt sich mit der linken Hand angstvoll den Pyjama auf der Brust zu. Ihre Rechte krallte sich in die knisternde Seide des Vorhangs und ihr Blick starrte geradeaus, von unbekanntem Schreck und Grauen erfüllt.

Es war um die zehnte Abendstunde, die Bediensteten schliefen alle schon in dem abgelegenen Flügel des Schlosses. Mabels Zofe hatte ihre Herrin um Ausgang gebeten, da sie einen Brief von fremder Hand bekommen hatte, der ihr mitteilte, daß ihre Mutter einem Unfall zum Opfer gefallen sei. Die Eltern waren im Theater und konnten nicht vor Mitternacht zurück sein. Mabel ängstigte sich schrecklich, wußte jedoch nicht warum. Sie war doch schon so oft allein gewesen, und war auch sonst ein tapferes sportgewöhntes Geschöpf, das schon oft bei tollen Ritten, Bergsteigen, Segelpartien in Lebensgefahr gestanden hatte, ohne mit der Wimper zu zucken.

Vielleicht war es die dumpfe und tiefe Stille, die sie umgab, und die auffallende Erscheinung, daß selbst die beiden großen Doggen, die sonst im Park umherliefen, keinen Laut von sich gaben, vielleicht war es auch die dumpfe Ahnung einer unbekannten Gefahr, die das kleine Herz Lady Mabels erzittern machte.

Lady Mabel stand plötzlich entschlossen auf, schaute einen kurzen Augenblick auf den Park herab, auf dessen kiesbestreuten Wegen nichts an die dunklen Schatten der Bäume zu sehen waren.

Dann setzte sie sich auf die Ottomane, entnahm einem Elfenbeinkästchen einen Brief, der nur wenige Zeilen, von energischer Männerhand geschrieben, enthielt, und war bald in eine schmerzliche Träumerei versunken. — Ob Lord Henry sie liebte? — Die Absage der heutigen Einladung war zwar sehr höflich geschrieben, aber nicht überzeugend begründet. War er vielleicht bei einer anderen Frau?

Es war die erste Enttäuschung, die der gute Sportkamerad ihr bereitete und sie merkte zum ersten Male, daß er ihr mehr war, als nur ein Kamerad, daß sie ihn liebte.

Sie schaute wieder geradeaus, und ihr Blick blieb hängen in dem goldgerahmten Wandspiegel, ohne jedoch ihr eigenes Spiegelbild, so schön es auch war, zu erfassen. —

Da! — Bewegte sich nicht die schwere Portiere der dem Spiegel gegenüberliegenden Tür? — Sie sah es deutlich, wollte aufspringen und den immer in ihrem Nachttisch liegenden Browning holen, aber sie sprang nicht auf, sondern starrte nur wie gelähmt in den Spiegel auf die Portiere. Die Portiere bewegte sich nicht mehr, aber durch einen schmalen Spalt traf sie ein schwarzes Auge, ein Auge, von dem sie den Blick nicht mehr los bekam, das sie mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Ottomane bannte. Sie wurde immer starrer und sie fühlte, wie ihr Willen langsam ihr entglitt. Noch einmal wollte sie sich erheben und um Hilfe rufen, aber zu spät; die Stimme gehorchte ihr nicht mehr. Langsam sank sie zurück. Die hypnotisierende Kraft des schwarzen Auges hatte ihre Wirkung getan.

Vorsichtig schob sich der Vorhang auseinander und eine schwarze Gestalt schlüpfte geschmeidig in den Raum. Eine schwarze Halbmaske bedeckte das Gesicht, und ließ nur die gefährlichen Augen frei. Ein Domino hüllte den Körper ein; Hände und Füße der Gestalt waren auffallend zierlich. Sie näherte sich der in tiefem Hypnoseschlaf liegenden Lady Mabel und sprach leise auf sie ein.

Bei den geflüsterten Worten erhob sich Lady Mabel, ging mit geisterhaft langsamen Schritten, wie unwillig gehorchend, zu ihrem Nachttisch und zog zögernd die Schublade auf. Ihre weiße Hand griff hinein, zuckte zusammen, als ob sie etwas Schreckliches berührt hätte, griff unter der befehlenden Macht der schwarzen Augen wieder zu und zog den Browning hervor. Langsam richtete sie die Waffe auf — — — die eigene Brust — — —

* * *

Lord Henri ging schnellen Schrittes durch die Parkstraßen Londons. Mit verhaltenem Zorn nagte er an seiner Unterlippe. Mußte ihn diese dreimal verfluchte Hexe, diese Evelyn, gerade für heute abend durch einen dringenden Brief bestellen! Er war hingegangen, weil er fürchten mußte, daß sie ihm Unannehmlichkeiten bereiten würde, wenn er sich weigerte. Sie war zu allem imstande, und er war nicht gewillt, sich durch eine Dummheit, die er vor Jahren begangen hatte, sein Glück bei Lady Mabel, die er aufrichtig liebte, zu verscherzen.

Zum Teufel! Er war einmal, wie schon viele vor ihm, in ausgelassener Stimmung auf die faszinierenden schwarzen Augen der schönen Tänzerin Evelyn hereingefallen. Er hatte mit ihr ein paar schöne Stunden verlebt, sie wußte genau, daß sie ihm nichts bedeutete — sollte er dafür so büßen müssen? — Heute abend hatte sie ihm eine wilde Eifersuchtsszene gemacht. Sie, die ihn offenbar verzehrend liebte, kämpfte um seinen Besitz wie eine Rasende.

— — — — — — — — —

Große Unruhe trieb ihn in die Nähe Mabels. Als er am Parktor vorbeikam, stutzte er. Hinter dem Gitter lagen die beiden großen Doggen mit weitgeöffneten Augen wie tot; anscheinend hypnotisiert. Heiße Angst um Mabel ergriff Lord Henry. Hier stimmte etwas nicht. Mit eiligen Schritten erreichte er das Schloß. Das Portal war offen. Leise ging er die Treppe hinauf und glitt unhörbar auf dicken Teppichen durch die Räume. Nirgends die Spur eines lebenden Wesens.

Banger Ahnungen voll durcheilte er die Zimmer Mabels. In ihrem Salon blieb er wie angewurzelt stehen. Durch die halbgeöffnete Portiere, die zum Schlafgemach Mabels führte, drang Licht, und er glaubte, ein leichtes Stöhnen zu vernehmen.

Klopfenden Herzens schlich er näher und schaute durch den Vorhang. Was er sah, machte ihn erstarren. Mitten im Zimmer stand Mabel, seine angebetete Mabel, und hielt einen Browning auf ihre Brust gerichtet. Vor ihr stand eine Maske und zischte in leisem Ton:

„Schießen, du sollst schießen, mitten in dein falsches Herz sollst du schießen, das mir s e i n Herz geraubt hat!“ —

Die letzte, ihr übriggebliebene Willenskraft, der Selbsterhaltungstrieb ließ Mabel zögern, aber sie stöhnte leise.

Da krachte ein Schuß. — Die Maske stürzte mit einem gellenden Schrei zu Boden und ins Zimmer trat Lord Henry mit noch dampfendem Revolver. Ehe er sich noch um Mabel kümmerte, die immer noch wie versteinert im Zimmer stand, riß er dem zu Boden gestürzten Domino die Maske vom Gesicht. Es war — Evelyn!

Die „Schonmanie“

Plauderei von Hildegard Brünner.

(Nachdruck verboten.)

Es ist gewiß ein sehr schätzenswerter Zug der Hausfrau, wenn diese darauf bedacht ist, die Haushaltgegenstände und die einzelnen Möbel der Wohnungseinrichtung zu schonen, um diesen eine recht lange Lebensdauer zu geben und Neuanschaffungen möglichst zu ersparen. Dieser Hang zum Schonen artet aber manchmal leider aus. Wohl jeder kennt in seinem Bekannten- oder Verwandtenkreise Hausfrauen, die zu Hause stets in abgetragenen Kleidern gehen, weil sie ihre besseren schonen, die, wenn die Familie unter sich ist, den Kaffee oder Tee in alten Porzellantassen reichen, damit nicht etwa eine der guten Porzellantassen in Scherben gehe, die es im Familienkreise für überflüssig halten, die schon etwas befleckte Tischdecke durch eine neue zu ersetzen, weil die reine Decke einige Flecken bekommen könnte und wieder gewaschen werden müßte. Kurz, jene Hausfrauen halten für die eigene Familie gerade das Schlechteste für gut genug.

Eine von der Schonwut besessene Hausfrau macht den Familienmitgliedern das Leben manchmal unerträglich. Die gute Stube bleibt allen ängstlich verschlossen; vornehmlich den Kindern ist der Zutritt streng untersagt — wie leicht könnten sie Unordnung in die peinlich aufgeräumte Stube bringen! Der

Hausherr, der solch eine „Schonerin“ zur Frau hat, kann seine Zigarre oder sein Pfeifchen zu Hause längst nicht mehr mit Genuß rauchen. Er flüchtet sich an den Stammtisch, wo ihm keine mißbilligend den Kopf schüttelnde Gattin zu verstehen gibt, daß durch sein Rauchen die Vorhänge leiden. Und die Kinder setzen sich stets mit Unruhe und Angst an den Tisch, sind peinlich besorgt, daß kein Soßenspritzchen das Tischtuch beschmutzt, weil das immer Scheltworte der Mutter im Gefolge hat. In so einem Hause fehlt der Friede, die Behaglichkeit und stille Häuslichkeit, die doch die Sehnsucht eines jeden Familienmitgliedes ist.

Wohl am bedauernswertesten in einem solchen schonwütigen Haushalt sind die Kinder. Klein-Gerdi hat zwei Puppen, eine noch ganze und gut angezogene für den Sonntag und eine plumpe, häßliche für den Wochtentag. Letztere mag Klein-Gerdi aber nicht sehen; das Spielen mit diesem Scheusal, wie das Kind die Puppe insgeheim tituliert, macht ihr nicht die geringste Freude. Desto größer ist aber ihre Sehnsucht nach der schönen Wachspuppe mit den menschlich-kindlichen Zügen und dem hübschen Wuschelkopf. Diese Puppe aber ruht gut verwahrt im Schranke, und nur am Sonntag nachmittag darf das Kind unter Aufsicht der Mutter mit dieser Puppe spielen. Klein-Gerdi hätte bestimmt mehr Freude an dieser ihr sonst vorenthaltenen Puppe, wenn sie nicht ständig Ermahnungen der Mutter zu hören bekäme, die Puppe nicht fallenzulassen und ihr ja nicht die Kleider zu beschmutzen oder auszuziehen. Das fortwährende Ermahnen und Schelten der Mutter nimmt dem Kinde oft jede Freude an diesem Vergnügen, worauf es sich die ganze Woche gefreut.

Aehnlich ergeht es dem Bruder Klein-Gerdis, Ernst. Der Knabe hat voriges Jahr zu Weihnachten ein Schaukelpferd und ein schönes Bilderbuch vom Onkel geschenkt bekommen. Wie gern möchte er einmal mit dem schön gesattelten Pferdchen in der Stube herumtollen. Aber das erlaubt ja die Mutter nicht. Das schöne Spielzeug muß geschont werden, und auch der Teppich soll nicht durch das hin und her wippende Pferdchen leiden. Kann man es da dem Jungen verdenken, wenn er in Abwesenheit der Mutter eigenmächtig, dem mütterlichen Verbote zum Trotz, seinen Wunsch erfüllt und seinem gewaltsam gezügelten Temperament auf dem Pferde buchstäblich die Zügel schießen läßt?!

Und wie begehrlich hängen seine Blicke zuweilen an dem Bilderbuch, das mit seinem bunten Rücken aus Vaters Bücherschrank verführerisch lockt. Aber allein ansehen darf er sich das Buch nicht — er könnte es zerreißen oder beschmutzen. Und wenn die Mutter neben ihm sitzt, kann sich der Junge nicht so in die Welt der Bilder hineinleben, wie sonst mit seiner natürlichen Phantasie. Auch hier entgeht dem Knaben durch die Schonmanie der Mutter ein Vergnügen, dem er sich mit ganzer Innerlichkeit hingeben möchte und könnte.

So wachsen die Kinder heran, immer von der Mutter zum Schonen der Sachen angehalten. Die Tochter hat den Wunsch, wie ihre Schulfreundinnen auch, einmal einige Kameradinnen einzuladen, um gemeinsam einen vergnügten Nachmittag zu verleben. Sie wagt es aber nicht, diesen Wunsch der Mutter gegenüber zu äußern, weil sie befürchtet, daß die Mutter auch ihre Freundinnen ermahnen würde, sich hübsch in acht zu nehmen, die saubere Tischdecke nicht zu beschmutzen und Obacht zu geben, daß keine der guten Porzellantassen in Scherben gehe. Und weil man nicht, wie bei ihren Freundinnen, wo sie wiederholt zu Gast gewesen, unter sich sein kann, muß sie sich das Beisammensein mit den Freundinnen im eigenen Hause entgehen lassen. Als feinfühliges, junges Mädchen wird sie dann bald Einladungen zu Kaffeekränzchen abschlagen, weil sie sich nicht revanchieren kann. Die Kinder einer solchen schonwütigen Mutter denken später bestimmt einmal mit leisem Groll an ihre Kindheit zurück, in der sie, durch diese Manie ihrer Mutter, auf manches verzichten mußten.

Die übersteigerte Sucht zu schonen ist wie ein zweischneidiges Schwert. In einem solchen Haushalt sehen die Einrichtungsgegenstände zwar immer wie neu aus, die Hausfrau hat ihrem Manne manche Neuanschaffung erspart, aber eines ist darüber in Scherben gegangen: die zufriedene Häuslichkeit.

Waldi

Von Erwin Sedding (Nachdr. verb.)

Die Zugschaffner riefen den Namen der Endstation aus. Franz Demmel hörte es, als das Wort noch ganz leise klang, hinten, am letzten Wagen. Acht Jahre hatte er auf den Augenblick gewartet, er erlebte ihn wie eine Wiederholung oder wie einen Traum.

Starr geradeaus blickend bahnte er sich den Weg durch das Gedränge. Die Wohnung Waldis kannte er, die Sekretärin der Baugesellschaft hatte sie ihm verraten. Wenn Waldi nicht ungezogen war, würde er ihn in einer Stunde sprechen, sonst in zwei oder drei. Es gab nichts, was diese Begegnung jetzt noch hätte verhindern können.

Franz Demmel spürte keinen Hunger, obgleich er vor lauter Aufregung seit einem halben Tage nichts gegessen hatte. Nur der Durst quälte ihn; genau wie damals, als er erfuhr, daß nicht er, sondern Waldi den Preis davontragen, den großen Auftrag erhalten und stolz die Heimat verlassen würde. Es war ein unheimlicher Durst, unstillbar.

Ob Waldi erschrecken würde, wenn er ihm entgegentrat? Er war reich gewesen, er mußte wissen, was es für Demmel bedeutete, in jenem Wettbewerb zu unterliegen. Vielleicht lachte er und sagte: „Was willst du eigentlich? Jetzt hast du ja den Vorsprung eingeholt, du Neidhammel?!“ Dann, dann — —

Franz Demmel wußte selbst nicht, was er von Waldi wollte. Es war wohl die Feindschaft, die er schon als Kind gegen den Allerweltsliebling empfunden hatte, die ihn zu diesem Wiedersehen drängte. Er wollte beweisen, daß er auch ohne Begünstigung vorwärts kam, die Stunde genießen, da man ihn einmal beneidete. Es brauchte ja niemand zu wissen, wieviel dieser Triumph ihn gekostet hatte.

Je näher Franz Demmel dem Hause kam, desto wilder fühlte er sein Herz schlagen. Ein Kind, das auf der Treppe zu Waldis Wohnung spielte, fing zu weinen an. Der Mann hätte so böse ausgesehen „wie ein Betrunkener,“ klagte es schluchzend der Mutter.

Ein Dienstmädchen öffnete. Franz Demmel wurde in das Wohnzimmer geführt und sollte warten. Seine Augen verschlangen den Reichtum der Ausstattung, seine Stirn war naß und kalt. So hatte er sich diese Stunde gedacht, genau so!

Plötzlich blieb sein Blick auf einer Karte haften, die in der Marmorschale auf dem Schreibtisch lag. Die Karte war schwarz umrandet, über dem Namen Waldemar Zorn stand ein Kreuz. „Unserem unvergeßlichen, treuen Mitarbeiter.“

Franz Demmel fröstelte. Er mußte sich setzen. Hatte es nicht schon im Flur so seltsam nach Tannengrün und Blumen geduftet?

Schritte ertönten. Eine junge, blasse Frau in Trauerkleidung trat ein. Sie blickte befremdet auf den unbekannten Gast, fragte mit leiser Stimme nach seinen Wünschen.

Also narrte ihn kein Spuk? —

„Ich bin ein Jugendfreund Waldis,“ stammelte Franz Demmel sich erhebend. „Ich war gekommen, um — —“

Die Hausfrau blickte zu Boden. An ihren Wimpern sammelten sich zwei helle Tropfen. Stumm reichte sie dem Kameraden des toten Gatten die Hand.

„Es tut mir leid,“ hörte Franz Demmel fernher eine Stimme sprechen und glaubte, noch nie ein Wort vernommen zu haben, das aufrichtiger klang. Aber erst auf der Straße wurde er sich dessen bewußt, daß er selbst es gewesen war, dessen Lippen dieses Bekenntnis geformt hatten.

Das Geisteswachstum der Kinder

Von Dr. B. Schulz. (Nachdr. verb.)

Wie das Kind an Körpergröße und Gewicht zunimmt, so wächst in gleicher Weise auch sein seelischer Gehalt und seine geistige Leistungsfähigkeit. Die Größe und die Verschiedenheit der Vorstellungen erweitert sich von Tag zu Tag, und ebenso steigt die Fähigkeit, einzelne Funktionen zu einer voneinander abhängigen logischen gedanklichen Einheit oder Schlußfolgerung zu kombinieren. Während nun die körperliche Entwicklung genau studiert ist und man beispielsweise recht ausführliche Tabellen über die Gewichtszunahme normaler Säuglinge und Kinder zusammengestellt hat, sind Angaben über die geistige Entwicklung nur recht selten anzutreffen, zumal letztere eine sehr langandauernde und recht individuelle Beobachtung voraussetzen. Auch jene Methoden, die für diese Art der Forschung in Frage kommen, sind noch keineswegs einwandfrei erprobt. Einige wertvolle Angaben, bei denen die voll ausgesprochenen Worte als Grad der geistigen Entwickelung zugrunde gelegt sind, verdanken wir Prof. W. Stern, Breslau, der sein Töchterchen als Beobachtungsobjekt benutzte. Sein Sprachschatz umfaßte im Alter von einem Jahr und drei Monaten acht Worte, nach weiteren drei Monaten aber bereits 44. Im Alter von einem Jahr und acht Monaten sprach das Kind bereits 118 Worte und drei Monate später schon 275 Worte voll aus. Ebenso erstreckte sich die Erinnerungsfähigkeit des Kindes mit zunehmendem Alter über immer größere Zeiträume. Während es im Anfang des zweiten Lebensjahres nur Ereignisse des vergangenen Tages behielt, stieg diese Frist im dritten Jahre bereits auf Wochen und im vierten auf Monate. Es wäre sehr zu wünschen, daß über die geistige Entwickelung der Kinder mehr Material gesammelt würde, so daß auch hierfür wie für das körperliche Wachstum Durchschnittswerte für ein normales Kind abgeleitet werden könnten. Dann wären die Eltern imstande, neben dem körperlichen auch das viel interessantere geistige Wachstum ihrer Kleinen laufend zu überwachen und jede Abweichung von der Norm schon im frühesten Alter zu erkennen. Nur wenn die Eltern über die geistige Größe und Leistungsfähigkeit ihrer Kleinen genau orientiert sind, dürften ihnen und ihren Lieblingen schmerzliche Enttäuschungen im späteren Leben erspart bleiben.

Bunte Chronik

* **44 600 Aerzte in Deutschland.** Das Reichsgesundheitsamt hat das Ergebnis einer Bestandsaufnahme des berufsmäßig tätigen Heil- und Pflegepersonals veröffentlicht. Danach wurden am 1. Mai 1927 zusammen 227 665 Personen gezählt, die sich dem Krankendienst widmen. Von ihnen waren 109 200 Männer und 118 465 Frauen. — Im einzelnen stehen im Krankendienst: Aerzte 43 583, Zahnärzte 8465, approbierte Apotheker 10 573, Apothekerpersonal 3712, Hebammen 29 348, Zahntechniker 15 062, Heilgehilfen und Masseure 8142, Krankenpflegepersonen 88 872, Säuglingspflegerinnen 2280, Wochenpflegerinnen 1283, Desinfektoren 4584, Laienbehandler 11 761. Eine sehr starke Zunahme weisen die weiblichen Aerzte auf, so daß nunmehr auf etwa 24 männliche Aerzte eine Aerztin kommt. Auch in den Apothekerberuf hat das weibliche Geschlecht einen nicht unbedeutenden Eingang gefunden. Im Jahre 1927 trafen auf 100 männliche Apotheker 2,4 weibliche, auf 100 männliche Personen des Apothekenpersonals 32,4 weibliche. Bei den Zahnärzten ist der weibliche Anteil ähnlich wie bei den Aerzten: 25 zu 1. — Der Anteil der weiblichen Krankenpflegepersonen beträgt 74 839. Auf eine männliche Person treffen hier 5,33 weibliche. Fast zwei Drittel des gesamten Krankenpflegepersonals, von den männlichen Pflegepersonen jedoch nur die Hälfte, besitzt die staatliche Anerkennung. — Als Laienbehandler gelten „sonstige nicht approbierte, mit der Behandlung Kranker

sich berufsmäßig befassende Personen." Bei ihnen läßt sich eine sehr starke Steigerung feststellen. Trotz der erheblichen Zunahme der approbierten Aerzte, durch die die örtlichen Lücken in der gesundheitlichen Versorgung des deutschen Volkes im wesentlichen ausgefüllt worden sind, hat die Kurierfreiheit dahin geführt, daß im Jahre 1876 auf 100 Aerzte gegen 4,9 Laienbehandler trafen; heute sind es etwa 27.

✡ **Kußfeindliche Propaganda in Rußland.** Nach der Propaganda gegen die Kirche und die Religion, gegen England und China, ist in Sowjetrußland ein Feldzug der öffentlichen Meinung gegen den Kuß organisiert worden. Man führt für diese neueste Bewegung zwar gesundheitliche Gründe an, es ist aber zweifellos dabei noch eine Reaktion gegen das alte Rußland im Spiel. Schon Alexander Dumas hat in einer Reisebeschreibung festgestellt, daß er nirgends so viele Menschen sich umarmen und küssen sah wie in Rußland. In dem Rußland der „guten alten Zeit" war in der Tat der Kuß das übliche Begrüßungsmittel, wenn Verwandte, Freunde und Kameraden einander trafen. So oft wie wir uns heute die Hand schütteln, so oft wurden damals in Rußland Küsse gewechselt. Auf dem Lande hat sich dieser Brauch auch noch erhalten und da er auch in den Städten zu denjenigen gehört, die sich großer Beliebtheit erfreuen, so soll jetzt die Erinnerung an das alte Rußland durch das Gebot in den Hintergrund gedrängt werden: „Du sollst nicht küssen!" Wie in Rußland in solchen Fällen üblich, hat sich sofort eine „Liga" gebildet, die diese Parole aufgenommen und überall im Lande Zweigstellen gegründet hat. Ueberall hat man in den Städten Plakate mit der Inschrift angebracht: „Vorsicht vor dem Küssen!" Auch die Postämter haben sich der Bewegung angeschlossen. Die Leninbriefmarke wird mit den Worten überstempelt: „Jeder Kuß führt 10 000 Bakterien mit sich!" Die kirchenfeindliche Propaganda in Rußland ist zum großen Teil ein Fehlschlag gewesen. Mit der kußfeindlichen Propaganda wird man wohl noch schlechtere Erfahrungen machen.

★ **Schwabenstreiche.** Aus dem Schwabenlande liegen zwei nette kleine Geschichten vor. Zunächst: Die Kraftpostlinie Schongau—Steingaden—Füssen ist zwar schon seit Jahren im Betrieb, aber für den Omnibus hatte man keinen ständigen Stall. Der Gemeinderat Steingaden bestimmte nun den als Leichenwagenhalle, später als Lagerhaus verwendeten Schuppen zur Garage und ließ ihn ausbauen. Nach getaner Tagesarbeit fuhr der Omnibus stolz, endlich ein Heim gefunden zu haben, zum erstenmal in die neuausgebaute Halle. Dabei ging aber die obere Partie des Wagens in die Brüche. Man merkte ganz deutlich, daß die Einfahrt trotz genauester Messungen zu niedrig ausgefallen war. Nun war guter Rat teuer. Der Wagen war wohl in der Halle, konnte aber nicht mehr heraus. Schon wollte man den Maurer holen, um die Einfahrt auszubrechen. Da kam ein Fremder auf die geniale Idee, vorläufig nicht das Tor größer, sondern den Wagen kleiner zu machen. Die Luft entströmte den vier prall gefüllten Autoreifen und mit „Plattfüßen" konnte der Gefangene seine Zelle verlassen. — Und dann Folgendes: Der Kirchendiener von Tüßling (bei Altötting) wollte die Kirchweihfahne vom Turme holen und hatte sich zu diesem Zweck im Reitsitz auf der großen Kirchenglocke niedergelassen. Das Unglück wollte es, daß um diese Stunde in der Tüßlinger Schloßbrauerei Großfeuer ausbrach. Einige Männer stürzten nun in die Kirche und begannen aus Leibeskräften Feuerlärm zu läuten. Niemand dachte an den armen Mesner, der auf seiner unfreiwilligen Schaukel saß und jeden Augenblick aus der Kirchenluke geschleudert werden konnte. Die Bewegungen der Glocke wurden immer heftiger. Da zog der Mesner in größter Todesgefahr sein Messer und schnitt kurzerhand den Glockenstrang ab, worauf seine Peiniger sich unsanft auf den Boden setzten und erst von da aus den reitenden Kirchendiener in seiner höchsten Not erblickten.

★ **Eine lange Schachpartie.** Wie Sunday Times mitteilt, ist kürzlich eine Schachpartie beendet worden, die nicht weniger als sechs Jahre gedauert hat. Die Gegner waren auf der einen Seite S. A. Robertson in Newyork, auf der andern Keystone in Adelaide (Australien). Während der Zeit der ersten fünf Jahre teilten sie sich brieflich die von ihnen gemachten Züge mit. Der Amerikaner schickte seine Briefe via Europa durch den Suez-Kanal, und der Australier mußte seine Post über den Stillen Ozean senden. Darauf schlug Robertson vor, das Verfahren etwas zu beschleunigen, und man bediente sich von nun an des Telegraphen. Trotz dieser Beschleunigung dauerte die Partie noch ein weiteres Jahr. Dann hatte der Australier gewonnen, und Robertson mußte, wie es vereinbart worden war, die Telegrammkosten tragen, die mehr als sechstausend Dollar betrugen.

★ **Zwischenfall im Raimundtheater.** Während der Aufführung des Molnarschen Lustspiels „Ein, zwei, drei" im Raimund-Theater in Wien kam es knapp vor dem Schluß des Stückes zu einem Zwischenfall, der großes Aufsehen erregte. In der letzten Szene des Lustspiels stand ein Herr im Parkett auf und entfernte sich, anscheinend, um seine Garderobe zu besorgen. Pallenberg, der bekanntlich in diesem Stück ununterbrochen auf der Bühne steht, sich also auch in diesem Augenblick auf der Bühne befand, wurde durch den infolge dieses plötzlichen Aufbruchs hervorgerufenen Lärm irritiert und wandte sich mit den Worten: „Das ist eine Unart! Der Herr hätte doch bis zum Schluß warten können!" an den Störenfried. Ein Teil des Publikums klatschte den Worten des Künstlers Beifall. Derartige Zwischenfälle durch temperamentvolle Künstler und Schauspieler sind nichts Neues. Um ein klassisches Beispiel zu zitieren, sei an Goethe erinnert, der im Weimarer Hoftheater, als bei der Premiere eines Trauerspiels gelacht wurde, mit Stentorstimme aus seiner Loge die Worte: „Man lache nicht!" ins Publikum rief. In Wien hat es vor Jahren großes Aufsehen hervorgerufen. als Paul Wegener, während der Aufführung eines Wedekin-Stückes in den Kammerlichtspielen einen Herrn in der ersten Parkettreihe mit einem Schimpfwort apostrophierte. Dieser hatte sich nämlich zu einem in der nächsten Reihe sitzenden Besucher gewendet und einige Worte zu ihm gesprochen. Wegener, der über die Störung erbost war, rief nun laut das Wort: „Idiot!" ins Publikum und erregte mit diesem Extempore unter den Besuchern großes Mißfallen. Es wurde damals viel darüber diskutiert und geschrieben, ob ein Künstler das Recht habe, während der Vorstellung über das Benehmen der Besucher seine Ansichten zu äußern.

★ **Eine Sechzehnjährige geht in den Tod.** Die 16jährige Leopoldine Bily in Wien wurde in der Wohnung ihrer Mutter tot aufgefunden. Sie hatte sich durch Leuchtgas vergiftet. Leopoldine Bily lebte mit ihrer Mutter, einer Witwe, und ihren beiden älteren Brüdern in der aus einem geräumigen Zimmer und einer Küche bestehenden Wohnung in der Lacknergasse. Alle vier Personen, die geschäftlich tätig sind, entfernten sich jeden Tag morgens und nach Tisch aus ihrer Wohnung und kehrten erst wieder am Abend zurück. Leopoldine blieb zu Hause. Als ihre Mutter nach Geschäftsschluß heimkehrte und in die Wohnung eintrat, fand sie in der mit Leuchtgas erfüllten Küche ihre Tochter bewußtlos vor. Sie riß sofort die Fenster auf und berief die Rettungsgesellschaft, die aber nur den bereits eingetretenen Tod des jungen Mädchens feststellen konnte. Da keine Abschiedsbriefe vorgefunden wurden, lassen sich über das Motiv der Tat nur Vermutungen anstellen. Wie erzählt wird, soll die Mutter ihrer Tochter, die ein schönes, für ihr Alter überentwickeltes Mädchen war, in der letzten Zeit mehreremal Vorwürfe gemacht haben, wenn diese erst um 10 Uhr abends nach Hause gekommen ist. Die Mutter verlangte nämlich, daß sie vor 9 Uhr nach Hause komme. Obwohl Leopoldine diese Mahnungen ihrer Mutter meist lachend hinnahm, scheint sie sich doch diese Vorwürfe sehr zu Herzen genommen zu haben.

★ **Blutiges Eifersuchtsdrama.** Aus Paris wird gemeldet: Im Pariser Vorort Boulogne hat sich ein blutiges Eifersuchtsdrama abgespielt. Hier lebte der Großindustrielle und Verwaltungsrat einer Reihe schwerindustrieller Aktiengesellschaften Merle ein zufriedenes Leben mit seinen beiden Freundinnen. In letzter Zeit kam es zwischen den Frauen mehrfach zu Reibereien und besonders die eine suchte den Industriellen zu bewegen, seine zweite Freundin zu entlassen. Im Schlafzimmer Merles kam es dann zu einer Auseinandersetzung zwischen dem Fabrikanten und der einen Geliebten, die dann im Laufe der Nacht, als Merle schlief, gegen ihn mehrere Revolverschüsse abgab. Durch die Schüsse geweckt, eilte die andere Freundin, die am gleichen Gang wohnte, herbei und wurde von ihrer Rivalin durch einen Revolverschuß getötet. Dann lief die Mörderin, nur mit dem Nachthemd bekleidet, mit dem Revolver in der Hand, auf die Polizeistube. Der Polizeiarzt ließ den schwerverletzten Industriellen ins Spital überführen, während das andere Mädchen bereits tot war.

★ **Verwegener Einbruchsdiebstahl bei General Baden-Powell.** Aus London wird berichtet: Auf dem Landgut des Generals Baden-Powell in Hampshire wurde ein verwegener Einbruchsdiebstahl verübt. Der General lag auf einer offenen Veranda im zweiten Stock und schlief, als Diebe ins Haus drangen und Juwelen und sonstige Schmuckstücke im Werte von dreihundert Pfund Sterling entwendeten. Sie nahmen auch das Modell des ersten Maschinengewehres mit, das bei der Verteidigung von Majeking im Burenkrieg verwendet und dem General, der damals Oberst war, von den Einwohnern des Matabelelandes verehrt worden war. Für die Diebe hat das Modell gar keinen Wert, aber um zu verhindern, daß sie es einschmelzen, vermutlich wegen der dünnen Schicht Gold, die sich auf ihm befindet, hat der General verlautbaren lassen, daß er demjenigen, der ihm das Andenken verschafft, Straflosigkeit zusichert.

★ **Ein Opfer der Wolfsplage.** Aus Moskau wird gemeldet: Teile Nordrußlands und Sibiriens haben schwer unter der Wolfsplage zu leiden, die das Leben der Bauern bedroht. Die Bauern mußten ihre Waffen abliefern. Da Waffenscheine für Jagdgewehre so gut wie gar nicht oder nur unter vielen Scherereien zu bekommen sind, haben die Landleute keine Gewehre, so daß sich die Wölfe ungehindert ausbreiten können. Ein Rudel von mehreren hundert Wölfen griff einen Geistlichen und seine Frau an, als diese auf einer Landstraße, die nur etwa hundert Kilometer südlich von Moskau liegt, von einem Dorf in ein anderes fuhren. Während die Frau die Zügel des Pferdes hielt, versuchte der Priester, auf dem niedrigen Bauernwagen stehend, die Bestien mit der Peitsche abzuwehren. Da biß einer der Wölfe das Pferd ins Bein. Das Pferd sprang vorwärts und warf durch den plötzlichen Ruck den Priester vom Wagen, mitten unter die hungrigen Wölfe. In wenigen Minuten hatten die Bestien das Opfer aufgefressen. Die Frau entkam den Bestien dadurch, daß das Pferd wie rasend mit dem Wagen davonstürmte. Aehnliche Angriffe von Wölfen werden täglich aus allen Teilen Rußlands berichtet.

Briefkasten

F. A., Leisnitz. In Frankreich und einigen seiner Kolonien, namentlich auf der Insel Reunion, werden ausgedehnte Felder mit Pelargonien bebaut, um aus ihnen das sogenannte Geraniumöl zu gewinnen, welches bei der Erzeugung von Riechstoffen Verwendung findet.

„Gasrechnung." Kommen Sie nach England. Dort braucht man auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, fast siebenmal mehr Gas als in Deutschland.

Leichter Ehestreit. Die Frauen haben immer recht. Chinesen retten einem alten Volksaberglauben gemäß niemals einen Menschen, der dem Ertrinkungstod nahe ist, da dem jahrhundertealten Aberglauben zufolge der böse Geist über den Wassern lauert, um noch neue Opfer in die Fluten hinabzuziehen.

Die Frau

Die Lage der erwerbstätigen Frauen

Eine umfassende Erhebung über Einkommen und die Art der Ausgaben hat die Arbeitsgemeinschaft deutscher Frauenberufsverbände veranstaltet als Ergänzung und Vertiefung der bereits früher von einigen seiner Gruppen angestellten und veröffentlichten Ermittelungen. 50 000 Fragebogen sind eingegangen, die zunächst noch in Bearbeitung sind, deren Ergebnis aber demnächst bekanntgegeben werden soll. Von diesen 50 000 Bogen stammt die Hälfte aus den Kreisen der Mitgieder des Verbandes der weiblichen Handels- und Büroangestellten, die nächstgroße Zahl aus den Kreisen der Arbeiterinnen, vornehmlich des Textilgewerbes, dann folgen Lehrerinnen, Sozalbeamtinnen, Kindergärtnerinnen, Hausangestellte.

Die Verteilung des Einkommens, die Art seiner Ausgabe ist verschieden, je nachdem es sich um Menschen handelt, die für sich allein leben oder Angehörige unterstützen müssen, ob sie einen eigenen Haushalt besitzen oder in möblierten Zimmern wohnen oder bei den Eltern leben und als Entgelt eine mehr oder minder große Summe abgeben. Die Erhebung bringt auch eine Zusammenstellung der Wohnart, aus der die Ausgaben für die Wohnung errechnet werden können und zwar getrennt danach, ob es sich um eine eigene Wohnung handelt, oder um Abmietung eines bereits mit Möbeln versehenen Zimmers. Gewicht wird auch auf die Tatsache gelegt, ob und wie weit aus dem Einkommen Angehörige oder entferntere Verwandte zu unterhalten oder zu unterstützen sind.

Bereits in den vorangehenden Jahren sind von dem Verbande der katholischen Lehrerinnen wie von dem Verbande der weiblichen Handels- und Büroangestellten in der gleichen Richtung Feststellungen getroffen worden, die im Jahrbuch der Frauenarbeit Band 4 und 5 abgedruckt sind. Zweifellos wird die neue Erhebung infolge ihrer erweiterten Grundlage eine wertvolle Beleuchtung der wirtschaftlichen und sozialen Lage der weiblichen Erwerbstätigen sein.

Das schöne Heim

Mit allen Dingen der Wohnungskultur im weitesten Sinne befaßt sich die neue Zeitschrift „Das schöne Heim" (Monatshefte für Haus, Wohnung, Garten, Kunsthandwerk, Verlag F. Bruckmann AG., München. Monatlich 1,60 Mark). Sie zeigt in einem reich und vorzüglich illustrierten Teil wesentliche und charakteristische Schöpfungen der neuzeitlichen Wohnungskunst: Wohnhäuser einfacherer und reicherer Art mit Gartenanlagen und Grundrissen, Möbel und Hausgerät, Tapeten, Teppiche und Stoffe, dekorative Anordnungen, Stickereien, Beleuchtungskörper, Keramik, Glas- und Metallarbeiten in einer vorbildlichen Auswahl, wie wir sie auch schon aus den anderen Werken des Bruckmannschen Verlages kennen.

Ganz besonders wird auch den Wohnansprüchen einfacherer Art Raum gegeben, die dem heutigen Bedürfnis nach einer guten schlichten Form, wie sie der gebildete Mittelstand bevorzugt, entsprechen, und neben künstlerischen Anregungen werden auch praktische Fragen der Wohnungsgestaltung ausführlich behandelt. Sowohl die vom Geiste unserer Zeit getragene sachliche Richtung findet Würdigung, wie reiche Anregungen auch demjenigen geboten werden, der seinen Wohnräumen den Ausdruck persönlichen Geschmacks und Behagens zu geben liebt. Das Eröffnungsheft des neuen Jahrgangs dieser Zeitschrift, der bei Erfüllung ihres Programms wohl die größte Verbreitung zu wünschen ist, ist erschienen, und wer von unseren Lesern Freude an diesen Dingen hat, dem sei der Bezug der Zeitschrift empfohlen.

Luxushotels für Damen

Die Frau spielt im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben der Neuen Welt eine Rolle, deren sie sich in der Alten Welt noch nicht zu erfreuen hat. Da das weibliche Geschlecht an dem amerikanischen Reichtum einen so großen Anteil hat, nimmt man dort auf sie und ihre Bedürfnisse viel mehr Rücksicht als bei uns.

So gibt es denn auch in jeder größeren Stadt ein besonderes Damenhotel, zu dem Herren keinen Zutritt haben und das in seiner ganzen Einrichtung auf die besonderen Wünsche und Bequemlichkeiten der Frauenwelt zugeschnitten ist. Verschiedene Riesenhotels, die beiden Geschlechtern offen stehen, haben doch wenigstens ein besonderes Stockwerk, in dem die Frauen unumschränkt herrschen, bieten den Damen eine eigene Bibliothek, sowie Leseräume, in denen sie unter sich sind, Geschäftszimmer mit Telephonen, die sie allein benutzen dürfen, und natürlich einen Schönheitssalon nur für Damen. Die Frau, die auf das Zusammentreffen mit dem anderen Geschlecht verzichten will, kann in einem solchen Hotel wohnen, ohne mit dem männlichen Publikum überhaupt in Berührung zu kommen.

Newyork hat jetzt ein neues Luxushotel für Damen erhalten, das alle anderen Einrichtungen dieser Art an Eleganz übertrifft und dabei nicht nur für die Millionärinnen bestimmt ist, sondern auch Frauen mit kleinerem Beutel zur Verfügung steht. Man kann ja schon ein Zimmer für 10 Dollar die Woche haben und sich aller der Vorteile erfreuen, die dieses moderne Damenhotel in verschwenderischer Weise bietet. Es ist eine Vereinigung von Klub und Hotel, in erster Linie für die Mitglieder des Newyorker Damenklubs bestimmt. Das Gebäude umschließt einen Hof, der durch Springbrunnen und Blumenbeete in einen paradiesischen Garten verwandelt ist. Durch die 28 Stockwerke, innerhalb deren sich noch andere Gartenanlagen befinden, fährt man empor zu einem großartigen Dachgarten. Das Damenhotel besitzt eine wundervoll eingerichtete Schwimmanstalt mit einem 60 Fuß langen Bassin, ein Stadion, in dem alle nur erdenklichen Vorrichtungen für körperliche Uebungen vorhanden sind, außerdem natürlich Tennisplätze usw. Mehrere Tanzinstitute haben sich hier niedergelassen, in deren Sälen Unterricht im Volks-, Gesellschafts- und Kunsttanz erteilt wird. Natürlich ist auch ein großer Schönheitssalon da, an den sich zahlreiche Aukleideräume anschließen. Die Festsäle sind mit besonderer Pracht ausgestattet, und eine Dame, die hier eine Damengesellschaft vereinigen will, hat die Auswahl zwischen einem „nordafrikanischen" Saal, der die Farbenwunder des Orients in seiner Ausstattung widerspiegelt, einem „indischen" Saal und einem „modernen" Saal, der in futuristischem Stil eingerichtet ist. Daß die Gastzimmer mit Badeeinrichtungen und allem Komfort ausgestattet sind, versteht sich von selbst. Es gibt auch „Ruheräume", in denen Damen, die nicht die Nacht im Hotel verbringen wollen, sich erholen können; ihnen stehen auch die Geschäftszimmer zur Erledigung ihrer Arbeiten und die Ankleideräume für die Toilette zur Verfügung.

Die Reisende in Schönheit

Ein neuer Beruf, der eine tüchtige Frau reichlich ernährt, findet in England mehr und mehr Verbreitung; es ist der der „Reisenden in Schönheit". Junge Damen, die als Schönheitsspezialistinnen ausgebildet sind, begeben sich in die Provinz, in kleine Städte und auf die Dörfer, wo die Frauen trotz sehnlichen Verlangens keine Gelegenheit haben, sich verschönern zu lassen. Eine erfolgreiche Vertreterin dieses Berufs, die in diesem Sommer in ihrem eigenen Kraftwagen 3000 Kilometer auf dem Lande herumgefahren ist und in sechs Monaten 14 000 Mark verdient hat erzählt von ihren Erfahrungen und Erfolgen. „Ich war auf dem Lande zu Besuch und hörte dort immer wieder von den Damen, wie sehr sie einen Schönheitssalon vermißten und wie dringend sie der Verschönerung bedürften. Ich nahm daher einen Kursus in einem Londoner Schönheitsinstitut, erhielt ein gutes Zeugnis und kaufte mir einen kleinen Wagen, den ich mit einem reichen Lager von Pudern, Cremen und anderen Schönheitsutensilien ausstattete. Dann ging ich „auf die Tour". Meine Ausgaben waren sehr gering. Reisen im Auto kostet nicht viel, und des Nachts findet man billige Unterkunft, wenn man nicht auf einem Landsitz umsonst aufgenommen wird. Mein Laden ist mein Wagen, und Reklame brauche ich nicht, da sich meine Ankunft in den kleinen Orten und der Umgegend sofort herumspricht. An den meisten Arbeitstagen habe ich durch meine Behandlungen und den Verkauf meiner Waren durchschnittlich über 100 Mark verdient. Ich bleibe gewöhnlich in einem Ort eine Woche und fahre dann an die 100 Kilometer weiter. Stets hatte ich mehr zu tun als ich schaffen konnte, und ich hätte viel länger dableiben können, wenn ich nicht neue Gesichter und neue Schauplätze der Abwechselung halber aufgesucht hätte. Hier eröffnet sich noch ein weites Feld für die Tätigkeit der Frauen. Ich könnte ein ganzes Buch über meine Abenteuer schreiben, und ich habe nicht nur Frauen mit meiner Kunst geholfen sondern auch so mancher junge Landmann, der auf Freiersfüßen wandelte, nahm meine Dienste in Anspruch, um auf seine Angebetete größeren Eindruck zu machen."

*

L. **Frauen als Schulleiterinnen.** Im Jahrbuch der Frauenarbeit macht der Landesverein der Preußischen Volksschullehrerinnen darauf aufmerksam, daß nach einer Statistik am 1. September 1928 von 32 906 Volksschulen nur 45 unter weiblicher Leitung standen. Diese geringe Beteiligung von Frauen an leitenden Stellen im preußischen Volksschulwesen ist zu bedauern.

F. **„Eignen Sie sich zur Schauspielerin?"** So betitelt sich eine Aufsatz-Serie, welche mit dem zweiten Oktoberheft in der „Illustrierten Zeitschrift „Musik und Theater" (Verag Rothgießer und Diesing AG. Berlin N 24) beginnt. Der erste Aufsatz behandelt die körperliche Beredsamkeit der Bühnenkünstlerin, eine wichtige Voraussetzung zum Beruf der Bühnenkünstler. Viele Bilder begleiten den Text. Der weitere Inhalt dieser Ausgabe sind Aufsätze über das Schloßtheater in Rheinsberg, Berliner Premieren usw.

F. **Aus der weiblichen Berufstätigkeit.** Von insgesamt 2 462 698 Berufstätigen sind 970 797 weiblichen Geschlechts. Das bedeutet, daß jeder zweite und dritte Berufstätige eine Frau ist. In Wien ist es ebenso. Einer amtlichen Erhebung zufolge sind in Wien 400 000 Frauen berufstätig. Das bedeutet, daß jede dritte Wienerin einen Beruf ausübt.

F. **Europäischer Frauenüberschuß.** Ein Vergleich der verschiedenen Volkszählungen nach dem Krieg zeigt, daß alle europäischen Länder einen Frauenüberschuß aufzuweisen haben. Die Gesamtzahl wird auf ungefähr 18 Millionen geschätzt. Deutschland weist einen Frauenüberschuß von etwa 2,5 Millionen auf. Auch in Frankreich und in England übersteigt er zwei Millionen. Für Rußland nimmt man sogar einen Frauenüberschuß von vier Millionen an. Durchschnittlich ist für alle europäischen Länder mit einem Mehr von 10 v. H. an Frauen zu rechnen.

F. **Gedenktafel für Johanna Ambrosius.** Für die ostpreußische Volksdichterin Johanna Ambrosius, deren 75. Geburtstag kürzlich gefeiert wurde, ist an ihrem langjährigen Wohnhaus in Groß-Wersmeningken im Kreis Pillkallen eine Erinnerungstafel angebracht worden. Die Tafel, die vom Ostdeutschen Heimatdienst gestiftet ist, wurrde mit einer einfachen Feier eingeweiht.

F. **Eine neue Fauenzeitschrift** ist im HDA-Verlag Elsner & Co. Berlin mit dem originellen Titel „Das Heft" erschienen. Die Zeitschrift, die allmonatlich erscheint, bietet für den niedrigen Preis von 50 Pfg. erstaunlich viel. Sie ist reich bebildert, außen und innen bunt, frisch und lebendig geschrieben und bringt auf 72 Seiten alles das, was Frauen gern lesen. Sie ist die Zeitschrift, die bisher gefehlt hat.